Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 23

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Rorschacher Trichter

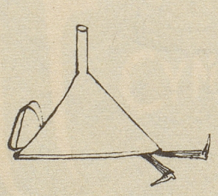
171

WERNER WOLLENBERGER

Die Glosse:

Volk ohne Wohnraum

Neulich traf ich die Stephanie Glaser, welche eine streitbare Person ist und einen ausgeprägten Gerechtigkeits-Sinn hat.
Sie kramte länglich in ihrer Tasche und es lohnt sich, in Stephanies Tasche zu graben, weil es eine unterhaltsame und recht eigentlich abendfüllende Beschäftigung ist.
Dies nebenbei.
Nachdem Stephanie gegraben hatte, förderte sie einen roten, hektographierten Zettel an die milde Maien-Sonne und sagte in gemäßigtem Berndeutsch:
«Das ist etwas für den Trichter.»
Eine Zwischenbemerkung: wenn ich diesen Satz höre, pflege ich zusammenzuzucken. Die Ansichten, was etwas für den Trichter wäre, sind nämlich mannigfaltiger Natur.
Letzte Woche hat mir beispielsweise eine Frau angerufen und sich darüber beklagt, daß ihr Hausmeister um neun Uhr abends den Lift abstelle. Sie war durchaus der Meinung, daß das etwas für den Trichter sei.
Vor einem Monat rief mir – ein anderes Beispiel – ein Herr an und bat mich, den Namen des Lehrers seines Sohnes zu veröffentlichen und zwar aus dem unguten Grunde ...
Ich kann es beinahe nicht sagen.
Wirklich nicht.
Oder doch?
Also: der Sprößling des telephonierenden Vaters zeigte plötzlich große Abneigung gegen den Schulbesuch.
Der Grund: sein Lehrer. Beziehungsweise die Tatsache, daß dieser Lehrer nicht besonders gut aus dem Munde zu riechen pflegt.
Der Vater war durchaus der Ansicht, daß der üble Lehrkörpergeruch etwas für den Trichter sei.
Und noch etwas: eine Dame beschwor mich letzthin etwas gegen die vom unteren Stock zu unternehmen, weil sie immer die Sendung ‹Autofahrer unterwegs› hören.
Nun ja, ich kann mir vostellen, daß das alles gewisse Probleme sind. Ich bin nur nicht sicher, ob es auch Probleme für eine weitere Leserschaft sein könnten.
Natürlich könnte man alle diese Themen objektivieren. Man könnte das Prinzipielle herausschälen.
Dann ergäben sich – etwa folgende Artikel:
‹Caesar 1960› (eine Studie über Hausmeister und ihre Folgen).
‹Non olet ...› (eine Abhandlung über Pflichten von Menschen, die berufshalber mit anderen Unschuldigen in näheren Kontakt kommen).
‹Dünn - dünner - am dünnsten› (eine Untersuchung über die Bauweise moderner Architekten).
Wären, so betrachtet, diese Themen etwas für den Trichter?
Vielleicht.
Immerhin: der Zettel, den mir die Stephanie gab, der ist etwas für ihn.
Hier ist – seine Ueberschrift fein säuberlich eingerahmt – der Zettel:
«Sie erhalten von mir Fr. 200.– bis Fr. 300.– geschenkt!»
Wer hat noch nicht, wer will sofort?
Ich bitte Sie: solche Mitteilung kann einem schon einen Vormittag versüßen. Man geht zum Briefkasten, findet den Wisch und hat für die nächsten zehn Stunden keine Sorgen mehr. Denn mit diesem Gelde kann man sich auch heute noch einen freundlichen Nachmittag machen.
Leider folgt der Pferdefuß auf dem Fuße.
Denn als nächster Satz steht da:
«... wenn Sie mir einen kleinen Dienst erweisen können.»
Frage: welcher Art sind kleine Dienste, die man mit dreihundert Franken honorieren kann?
Keine Angst, die Erklärung folgt:
«Sie wissen sicher auch wie schwer es ist, in Zürich eine Wohnung zu finden. Da ich nun schon ein Jahr lang eine passende Behausung suche, hoffe ich, auf diesem Wege etwas zu finden.»
Eine weitere Frage:
Was sucht der Mann für eine Wohnung? Ein Luxus-Appartement? Ein Schloß? Einen Palast? Etwas überragend Originelles? Etwas ganz und gar Großartiges?
Er sucht so etwas mitnichten!
Er sucht:
«... eine 2–3-Zimmerwohnung (oder größer), sowie einen Arbeits- und Lagerraum 40 bis 100 Quadratmeter für Schaufensterdekoration und Grafik. Wenn möglich sollten Wohnung und Arbeitsraum nahe zusammenliegen.»
Letzte Frage: wer sucht?
Ein Clochard? Ein Bankrotteur? Ein Strafentlassener? Einer mit siebzehn Kindern? Ein Aussätziger?
Kaum.
Es sucht diese Wohnung und diesen Arbeitsraum:
‹Beat Stauffer, Dekoration und Grafik, verheiratet, kinderlos, gute Existenz, sauberer Zahler, beste Referenzen, Tel. 47 05 84.›
Bitte ...



So, und jetzt käme die Moral von der Geschichte.
Pardon: nicht die Moral! Denn neulich hat mir ein Leser vorgeworfen, ich sei langsam aber sicher moralinsauer geworden. Er mag meinen Ton (im Gegensatz zu früher) nicht mehr. Er wünscht Humor ab Faß.
Ich will mich bemühen, denn ich halte die Absonderung von Moral für eine Alterserscheinung, für eine Verkalkung der Psyche oder so ähnlich.
Also keine Moral.
Sondern einfach die Erklärung für den Umstand, daß ich diesen Zettel als für den Trichter geeignet betrachte.
Schauen Sie: Zürich ist eine schöne, große und wohlhabende Stadt. Zürich tut so viel für die Zürcher.
Es veranstaltet Sauberkeitswochen.
Es wirbt im Ausland für Zürich by night.
Es unterstützt seine alten und gebrechlichen Mitbürger.
Es beleuchtet nachts das Großmünster.
Es schafft immer größere Tramwagen an.
Es baut für eine halbe Million pro Jahr Parking-Meter und Signal-Lampen.
Es baut Büro-Räume für die Verwaltung.
Es ...
Es löst nur ein Problem nicht: dasjenige der Wohnungs-Not.
Nicht etwa, daß es in Zürich keine Wohnungen gäbe! Oh nein, es gibt welche.
Neulich habe ich eine gesehen.
Sie wies vier Zimmer auf. Winzige.
Nicht Löcher. Käse-Löcher.
Im Wohnzimmer hatte es – vornehmerweise – ein Cheminée. Das sah aus wie eine Mausefalle. Nur etwas kleiner.
Wirklich großzügig an diesem Schlag war nur etwas: der Preis!
Fr. 595.50 pro Monat!
Fertig!
Nein, ich will nicht moralisieren.
Ich will nur feststellen: das Jahr 1960 ist jenes Jahr, in dem so ziemlich alles lösbar ist. Man kann in acht Stunden nach New York fliegen. Man kann ein ganzes Mittag-Essen aus einer einzigen Büchse angeln. Man braucht um zu schreiben keine Tinte mehr.
Man ...
Zwei Probleme hat unsere Zeit indessen nicht bewältigt: dasjenige des Verkehrs und dasjenige des Wohnens.
Natürlich gilt diese bittere Feststellung nicht nur für Zürich.
Aber für Zürich besonders.
Und deshalb könnte ich mir vorstellen, daß sich in dieser Stadt demnächst einmal ein paar Leute zusammentun müssen, Architekten, Gemeinderäte, Finanzleute, Städteplaner, Bürger.
Und dann müßten die auf eine Lösung kommen. Ich meine: im Jahre 1960.

108

Ein Reporter sagte letzthin laut in seinem Interview:

«Jeder Schwingerkönig schätzt ihn...»

Und das selbe tust auch du!

Tilsiter

Drum ghört Tilsiter uf e Tisch!
Me weiss mit ihm, wora me-n-isch.

Die Liebe macht bloß jene blind,
die auch im Haß verblendet sind.
(Halte für das Glück die Augen offen!)

Fr. 100'000.–

Haupttreffer Interkantonale Landes-Lotterie

DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben.. Mitunter wird ihm aber sogar geschrieben, wenn er überhaupt nicht geschrieben hat.

Beziehungsweise: es wird ihm zu einem Thema, das er niemals aufgegriffen hat, geschrieben.

Und so habe ich neulich einen Brief aus England bekommen. Darin dankte mir eine freundliche Leserin für meine Artikel über den Fall Jaccoud und versicherte mir, daß ich mit ihnen vielen amerikanischen und englischen Journalisten ein leuchtendes Vorbild sein könne.

Natürlich tut so etwas einigermaßen wohl.

Natürlich veranlaßt so eine Bemerkung Hochgefühl.

Natürlich steht man da plötzlich hinter sich und klopft sich anerkennend selbst auf die Schulter.

Leider ließ es die freundliche Dame aber nicht beim schönen Kompliment sein Bewenden haben. Leider legte sie mir noch ein Stück Zeitungs-Prosa bei. Und zwar eines, das zum Beweise dienen sollte, wie man es nicht zu machen hat.

Es handelt sich um einen Artikel, der am 3. Mai 1960 in der ‹Minneapolis Morning Tribune› erschien.

Die Ueberschrift: «Death Erases Chessman's Smile».

Zu deutsch: ‹Der Tod löscht Chessman's Lächeln aus›.

Eine schlimme Ueberschrift?

Vielleicht ...

Oder: natürlich wäre es auch weniger sensationell gegangen.

Etwa mit: ‹Der Tod des Caryl Chessman›.

Es hätte auch besser zum Inhalt des nachfolgenden Artikels von Harold V. Streeter gepaßt. Denn dieser Artikel ist nichts anderes als die minutiöse Schilderung der letzten Minuten von Caryl Chessman.

Wohlverstanden: die Schilderung eines Augenzeugen.

Sie beginnt so:

«Mit einem Lächeln auf den Lippen ging Caryl Chessman am Montag in den Tod. Ich sah ihn sterben.»

Und dann der Bericht über diesen Tod.

Ich zitiere ein paar Stellen.

Zunächst:

«Zuerst kommt ein Wärter. Hinter ihm ist Chessman, sein Adamsapfel tritt unter dem offenen, kragenknopflosen weißen Hemd weit hervor. Seine dunklen Augen mustern die Zuschauer, während vier Wärter ihn an den Armen und den Beinen festbinden und das Stethoskop auf seiner Brust mit einem Gummischlauch, der zu einem Arzt außerhalb der Gaskammer führt, verbinden.»

Dann:

«Er starrt auf eine rothaarige Journalistin, die er von vielen Presse-Konferenzen im Gefängnis her kennt. Er ist von ihrem Anblick so gefesselt, daß er einen Wärter, der ihm – die Zelle verlassend – auf die Schulter klopft, kaum beachtet.»

Dann:

«Draußen drückt der Hinrichtende auf einen Hebel. Zyanid-Kapseln fallen in eine Schüssel mit Schwefelsäure unter Chessman's Stuhl.

Sein Lächeln verschwindet. Er schneidet eine Grimasse, aber er überwindet sich zu einem tiefen Atemzug.

Sein Gesicht mit der Adlernase und der vorstehenden Unterlippe geht ruckartig nach hinten als schaue er zur Decke.»

Dann:

«Nun öffnet sich Chessman's Mund weit. Seine Finger zucken nervös. Der Kopf hebt sich automatisch und fällt dann wieder zurück. Der Mund führt konvulsivische Bewegungen aus. Es sieht beinahe so aus, als versuche er ein geschrieenes Wort zu formen ...»

Dann:

«Nun senkt sich der Kopf langsam. Die breiten Schultern des Mannes zittern. Speichel strömt aus dem offenen Mund.

Es ist zehn Uhr und sieben Minuten.

Noch bewegen sich seine Finger.

Zwei Minuten später bewegt sich nichts mehr an Caryl Chessman.»

Schließlich:

«Jetzt öffnet sich eine Seitentüre der Kammer und ein Wärter tritt ein. Er sagt: ‹Meine Herren, ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit! Die Kapseln fielen um zehn Uhr drei Minuten und fünfundvierzig Sekunden. Chessman wurde um zehn Uhr zwölf für tot erklärt.›»

Ist das scheußlich?

Ja, das ist scheußlich.

Aber in einem ganz ...

Zuerst eine Frage: ist das zulässig? Ich meine, ist es zulässig so leidenschaftslos, so kalt, so unbeteiligt die Hinrichtung eines Menschen zu schildern? Ist es zulässig, seinen Todeskampf so detailliert zu schildern?

Darf man das?

Wenn Sie mich fragen: man darf nicht!

Sondern: man muß!

Zugegeben: diese Schilderung ist grauenvoll.

Aber grauenvoller ist die Tatsache an und für sich.

Grauenvoll, entsetzlich, schlechthin unfaßbar in ihrer Roheit ist die Tatsache, daß im Jahre 1960 noch eine solche Hinrichtung stattfinden kann.

1960!

Das heißt: neunzehnhundertundsechzig Jahre nach Christus.

Mit Betonung auf ‹Christus›.

Die Tatsache ist so, daß sie einem den Schlaf rauben muß. Krank muß man werden, elend, verzweifelt.

Und es geht nicht an, daß man diese Meinung unterschlage.

Und weil es nicht angeht, soll in einer Zeitung – wenigstens in einer amerikanischen – am 3. Mai nicht stehen: «Der Tod des Caryl Chessman.» Und dieser sachlichen Ueberschrift soll auch nicht die dürre Mitteilung von der Hinrichtung folgen.

Sondern eben: die detaillierte Beschreibung.

Denn: zum Tode verurteilt wurde dieser Mann nicht von ein paar Richtern des Staates Kalifornien. Und auch nicht vom Gouverneur Brown.

Sondern: von seinen Mitbürgern.

Und die sollen ganz genau wissen, was sie getan haben. Denen soll sich der Magen umdrehen. Denen soll dieser Tod im Traume vorkommen, Nacht für Nacht. Die sollen blaß werden. Denen soll das Gewissen schlagen mit Macht.

Die nämlich sollen einsehen, daß sie kein Recht haben zu töten. Unter keinen Umständen und schon gar nicht unter diesen.

Und weil sie es wahrscheinlich mit dem Verstande nicht einsehen, sollen sie es vielleicht mit dem Gewissen tun.

Wenn sie die Ueberlegung nicht abschreckt, so möge sie wenigstens der Anblick entsetzen.

Deshalb: gut, daß ein Journalist dabei war. Gut, daß er diesen Mord geschildert hat, in allen Phasen und mit allen Scheußlichkeiten.

Gut, daß da einer war, der berichtete.

Knapp, leidenschaftslos schonungslos, grausam, unerbittlich.

Wie der Tod! So hart. So gnadenlos. So scheußlich.

Und gut, daß Berichte dieser Art auch zu uns dringen, denn auch hier gibt es immer wieder Leute, die von Zeit zu Zeit nach der Todesstrafe schreien.

Wenn die Zeitungen richtig berichten, gab es in Genf sogar einen Richter, der nach Chessmans Hinrichtung den liebenswerten Wunsch äußerte, in der Schweiz sollte man eigentlich die Todesstrafe auch wieder einführen.

Es interessiert mich nicht, wie dieser Herr dazukommt, für die Todesstrafe zu plädieren.

Es interessiert mich nur, wie er dazukommt, in diesem Lande Richter zu sein.

Ich bin kein Jurist.

Ich bin kein Rechts-Philosoph.

Ich weiß nur eines: kein Mensch hat das Recht, etwas Unabänderliches zu tun. Und keinem Menschen darf von einem anderen Menschen etwas Endgültiges angetan werden..

Denn, meine Herren, ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit: wir sind Irrtümer auf zwei Beinen. Was wir tun, ist entweder falsch oder kann falsch sein.

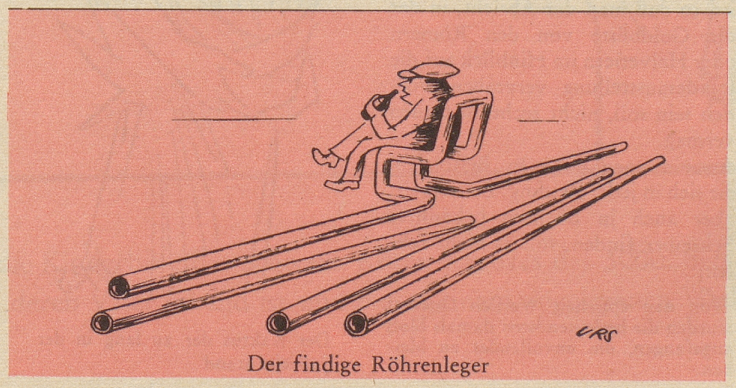
Wir können es uns nicht leisten, Unkorrigierbares zu tun. Wir müssen uns den Weg zurück offenhalten.

Wir müssen uns Möglichkeiten reservieren.

Und noch etwas: wir dürfen kein Licht löschen, das wir nicht entzünden können.

Und auch kein Lächeln dürfen wir auslöschen, solange wir dem Lächeln nur auf Gesichtern, die niemals und nimmer unser Werk sind, begegnen.

Und dies noch: wir dürfen nicht wahnsinnig sein. Wir dürfen unserem Todfeind keine Beute zuspielen. Und der Todfeind ist der Tod.



Der findige Röhrenleger